

# Alles fließt und nichts bleibt?

Gedanken über Veränderungen und das Verändern

JÜRGEN OBERSCHMIDT



© Gerald Friedrich / Pixabay

Die Frage danach, ob sich etwas verändert habe oder nicht, gehört zu unserem Alltagsgeschäft: Wir diskutieren die veränderte Lage am Arbeitsmarkt, streiten mit der Hausverwaltung um die Vergrößerung eines Schimmelflecks und sind uns ohnehin sicher, dass früher alles besser gewesen ist. Die Frage, was Veränderung eigentlich sei, ist aus solch einer Perspektive müßig. Schließlich können wir auch so trefflich darüber diskutieren, was sich verändert. Auch ohne Eintauchen in die philosophischen Schriften der letzten 2.500 Jahre könnten wir im Anschluss an solch eine Diskussion auch sinnvoll handeln, um

unsere Welt zum Guten zu verändern. Dass wir dies dann dennoch nicht tun, hängt nicht damit zusammen, dass wir hier zunächst die letzten Gründe des Seins zu verhandeln hätten. Umwandlungs- und Veränderungsprozesse von Gegenständen können eine sinnbildliche und kontrovers zu diskutierende Bedeutung erlangen: Transpiert das Hauptgebäude der Münchener Musikhochschule in der Arcisstraße noch den Atem des alten, zu Repräsentationszwecken der Nationalsozialisten genutzten, „Führerbaus“? Welche symbolische Kraft ist davon ausgegangen, dass die alten Druckformen von Hitlers *Mein Kampf* einst zur ersten Ausgabe der *Süddeutschen Zeitung* umgegossen wurden?

Bereits die Vorsokratiker waren der Meinung, dass die Frage, was Veränderung eigentlich sei,

mit hoher Allgemeingültigkeit beantwortet werden könne. Heraklit nahm dabei die Position ein, dass jedes Gleichbleiben nur eine Illusion sei, während für Parmenides die ganze Welt eben ein solch einheitliches Gleiches und jede Veränderung des Seienden bloße Meinung und damit ein einziger Schein war. Über den bloßen Schein von umfassenden Bildungsreformen im vorsokratischen Sinne sollte in diesem Zusammenhang noch nicht gesprochen werden.

Es scheint – und das gilt nicht nur für die Beobachtung eines Schimmelflecks –, dass jede Veränderung grundsätzlich vom Gegenteil, also vom Gleichbleibenden abgegrenzt werden muss. Hat sich die Situation auf dem Arbeitsmarkt verbessert, wenn Arbeitssuchende von einer anderen Behörde finanziert werden? Welche Rolle spielt

[www.musikundbildung.de](http://www.musikundbildung.de)

► Beitrag als PDF-Datei

hier die Entscheidungsebene oder ein eigener Standpunkt des Betrachters? Ein Fluss wird zwar von immer neuem Wasser durchströmt, er verändert sein Ufer und bleibt doch über Jahrhunderte derselbe Fluss, wenn er bei seinem Namen gerufen wird. Bäume befinden sich stets in einem zyklischen Veränderungsprozess. Sie verlieren und regenerieren ihr Blattwerk und bleiben doch der gleiche Baum. Für uns Menschen gilt Ähnliches, auch wenn manche versuchen, die natürlichen Veränderungsprozesse weg zu färben, weil sie nicht darauf vertrauen möchten, dass hinter einem gereiften Haar der gleiche Mensch stecken kann, auch wenn er sich innerlich verändert hat. Wenn es nun darüber hinaus um gesellschaftliches Handeln geht, dann scheint die Erkenntnis, dass Konstanz und Veränderung ineinander verschränkt sind, so banal, dass uns die Rede von „Stabilität durch Wandel!“ längst zur hohl-unternehmerischen und leeren Floskel geworden ist.

Veränderung von etwas Gegebenem ist ein Grundprinzip musikalischer und künstlerischer Gestaltung. Kunst wird erst zur Kunst, indem sie sich vom alltäglichen Sein abhebt und – wie Heraklit – Kritik übt an oberflächlichen Realitätswahrnehmungen. Dass Musik insgesamt als ein variationsformähnliches Veränderungsgebilde betrachtet werden muss, dürfte uns nicht nur beschäftigen, wenn wir sie am für viele ausgemachten Ort der schriftlich hinterlegten Partitur aufsuchen, sondern gerade auch dann, wenn wir der Musik hörend und musizierend begegnen und sie aus dem Versteck ihrer Partitur hervorlocken: „Stabilität durch Wandel!“ ist ungeachtet der innovativ-kläglichen Bemühungen um eine historisch informierte Bestandsaufnahme der Partitur für jede Aufführung einer Bachpassion die ausgemachte und immer wieder neu zu bewältigende Aufgabe.

„Gleich mit jedem Regengusse  
Ändert sich dein holdes Tal  
Ach, und in demselben Flusse  
Schwimmst du nicht zum zweitenmal“

Johann W. von Goethe, *Sämtliche Werke in 18 Bänden*,  
Bd 1: *Sämtliche Gedichte*. Artemis, Zürich 1950, S. 512 f.



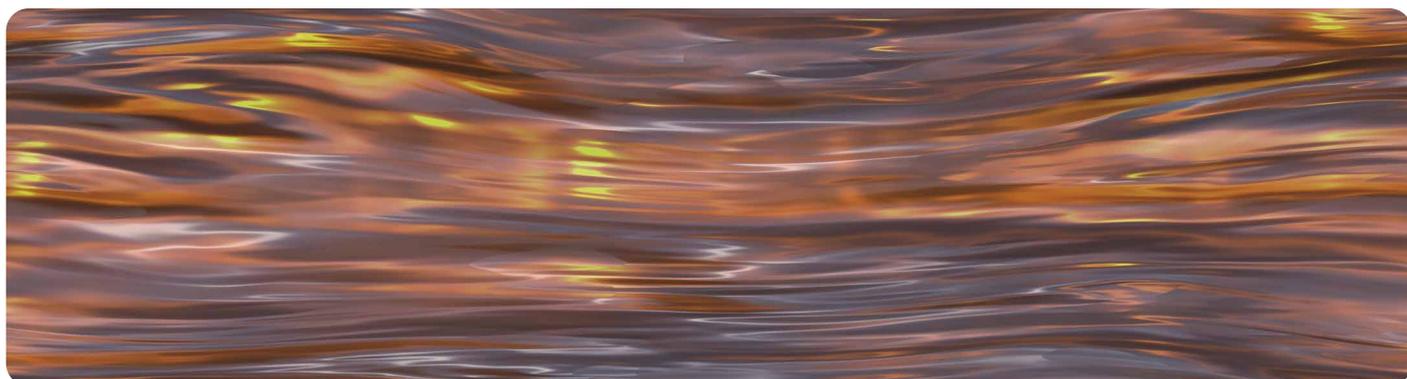
Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832),  
Gemälde von Joseph Karl Stieler, 1828

### WIR STEIGEN NIEMALS IN DENSEL- BEN FLUSS

„Wer in denselben Fluß steigt, dem fließt anderes und wieder anderes Wasser zu“ (zit. n. Capelle 1968, S. 132). Der vorsokratische Heraklit von Ephesos, dem wir diesen genialen und bis heute bedenkenswerten Ausspruch verdanken, hat es als *Panta rhei* (= alles fließt) bezeichnet. Seine Metapher für die Zeitlichkeit und Vergänglichkeit allen Seins hat auch nach 2500 Jahren nicht seine Aktualität verloren. Sie betont hier das Fließen, die Bewegung, nicht den Stillstand, sie stellt sich gegen das Festhalten an alten Zöpfen, gibt ihm gegenüber der Innovation den Vorrang. Die Trägheiten statischer Lösungsansätze können

keine nachhaltigen Antworten bereitstellen. Das gilt für die gesellschaftlichen Herausforderungen unserer Zeit, das gilt für unser Leben, das wir führen, das gilt für unser Unterrichten in der Schule, die – wie alle Orte unseres Lebens – von gütigen Göttern, furchtbaren Nixen und launischen Flussgeistern bewohnt wird. Alles fließt, nichts bleibt, das beschreibt erst recht unseren Umgang mit einem flüchtigen Gegenstand wie der Musik, die für Hörende und Musizierende als flutende Luft in der Zeit verläuft, für die es kein Halten, keinen Stillstand gibt, die sich im Moment ihres Erklingens immer neu und dabei jedes Mal wieder anders konstituiert.

Mit Heraklit dürfen wir feststellen, dass sich unser ganzes Leben aus diesem Wechselspiel von konstantem Gefüge und Veränderungen konstituiert: Wir versuchen, den Zusammenhang der Dinge zu konservieren, deren Vergänglichkeit bereits vorprogrammiert ist, da wir doch erfahren müssen, dass wir früher oder später doch verlieren werden, was wir festhalten möchten und allenfalls in steter Veränderung erfahren dürfen. Auch wenn sich Philologen über die Authentizität der Flussfragmente und ihre Überlieferungen bis heute streiten, ob wir wie Karl-Martin Dietz in Heraklit einen Hinweis auf das gleichbleibend Gemeinsame oder mit Nietzsche hier eine Bejahung des Vergehens herauslesen möchten, beides steckt in Platons *Kratylos*-Dialog, in dem er sich mit Sokrates über die Lehren des Heraklit auseinandersetzt: „Alles fließt und nichts bleibt; es gibt nur ein ewiges Werden und Wandel.“ Heraklit, der von seinen Mitmenschen als *Misanthrop* bezeichnet wurde, soll der Legende nach auf diesen Ausspruch gekommen sein, als er, am Ufer eines Flusses sitzend, die Bewegung des Wassers beobachtete. Sie ist also im äußersten Zustand der Kontemplation, eben in einem Moment der Muße und des Verweilens entstanden.



Nur mit solch einem Blick von außen, ohne selbst in den Fluss zu steigen und sich seinem Fahrwasser zu ergeben, kann Heraklit in seiner Idee schwimmen. Nur aus solch einer passiv anmutenden Beobachterperspektive ergibt sich also die Kritik an jenen Realitätswahrnehmungen, die ihr Heil im Hüten und Bewahren suchen, die in ihrer Manufactum-Kultur der guten alten Dinge leben, die den in Art. 14 des Grundgesetzes für das Baurecht verankerten Bestandsschutz auf ihr ganzes Leben, das sie führen, anwenden möchten. In unserer kanalisierten Alltagshatz, wo alle Ufer des Flusses begradigt werden, um seine Kräfte vermeintlich zu stärken und die Fließgeschwindigkeit des Wassers zu optimieren, finden wir selten die Muße, um Heraklit nachzuspüren und uns auf ähnliche Weise am Ufer des Flusses zu versenken. Wenn wir uns stromabwärts in den Fluss hineinbegeben, fühlen wir uns den Veränderungsprozessen hilflos ausgeliefert, gerade für einen dem Innovationsdruck ausgelieferten Nichtschwimmer sind dann Reflexe des Festhaltens durchaus verständlich. Sollten wir uns hier etwa besser an Lebewesen halten, die wie der Lachs getrieben werden, um stromaufwärts zu schwimmen? Auch für unsere weitverbreitete Kultur des Festhaltens an den guten alten Dingen finden wir im Tierreich Vorbilder: Seescheiden, gallertartige Manteltiere, lassen nur im Larvenstadium ein Gehirn zur Steuerung ihrer Bewegungen erkennen. Die Larve ist auf der Suche nach einem lebenslänglich-festen Grund zum Anwachsen, um dann am Fels ihrer steinernen Planstelle dauerhaft sesshaft zu werden und als

Nahrungsstrudler die Versorgung zu erfahren. Mit dem Eintritt in dieses lebenslange Treueverhältnis und ohne die Notwendigkeit, sich aktiv bewegen und verändern zu müssen, wird das Gehirn der Larve nicht mehr gebraucht und entwickelt sich komplett zurück. Was im Tierreich gilt, ist auf die Realitätswahrnehmung des Bildungsbereichs, wo nie von Stillstand, sondern immer von Entwicklung und Veränderung die Rede ist, nur bedingt übertragbar: „Was man in der Schule lernt ist [...] vor allem: mit Organisationen dieser Art zurechtzukommen, also: sich auf Leistungsanforderungen, auf Vergleich mit anderen unter angeblich sachlichen, jedenfalls universalistischen und spezifischen Kriterien und auf karriereförmige Selektion einzustellen. Wer in der Schule gelernt hat (unabhängig davon, ob er gleichsam nebenbei auch noch Mathematik, Geschichte, Deutsch usw. gelernt hat), wird beim Übergang in andere Organisationen keine großen Schwierigkeiten haben“ (Luhmann 2002, S. 79f.). Peter Sloterdijk kritisiert in seinem Essay „Du mußt dein Leben ändern“, der Rainer Maria Rilkes Aufruf aus seinem Gedicht *Archaischer Torso Apollons* zu einer grundlegenden Veränderung zitiert, dass „Schule sich ausschließlich an den Normen des eigenen Betriebs orientiert. Sie produziert Lehrer, die nur noch an Lehrer erinnern, Schulfächer, die nur noch an Schulfächer erinnern, Schüler, die nur noch an Schüler erinnern.“ Als Ergebnis einer rasenden Stagnation sei dabei ein Zustand eingetreten, „in dem die Schule ein einziges Hauptfach kennt, das ‚Schule‘ heißt. Dem entspricht das einzige Unterrichtsziel: der Schulabschluss“ (Sloterdijk 2011, S. 684). Wie kann sich ein System ändern, wenn es sich immer wieder selbst regeneriert?

Aufschlussreich ist auch, wie Sloterdijk hier das Eindampfen der künstlerischen Schulfächer und des humanistischen Bildungsideals in unseren Entbehrungsanstalten insgesamt kommentiert: „Das Problem des heutigen Schulwesens besteht offenkundig darin, daß es nicht nur dem Staatsauftrag, Bürger heranzuziehen, nicht mehr nachzukommen vermag, weil die Definition des Ziels angesichts der Anforderungen der aktuellen Berufswelt zu unscharf geworden ist. Es artikuliert sich noch deutlicher in der Preisgabe seines

humanistischen und musischen Überschusses, um sich einem mehr oder weniger entgeisterten Betrieb pseudowissenschaftlich fundierter didaktischer Routinen zu widmen“ (ebd.).

## FLIESSEN ODER BAUEN?

Bildfelder wie das „Fließen“ oder „Bauen“ verdeutlichen die vorstellungsleitende Funktion von Metaphern für die Entfaltung unseres Denkens und Wissen und tragen dazu bei, wie wir das Werden und Vergehen unserer eigenen Geschichte entwerfen; sie geben Einsichten in das, was wir Leben nennen. Metaphern sind auch tief eingesenkt in unsere Vorstellungen des Lehrens und Lernens, wir kennen das aus der blumigen Sprache aus den Zeiten frühauflärerischer Effizienzdenken, wenn der Geist als „Mühle“, die Schule als „Werkstatt“ oder „Maschine“, die hier anzuwendenden Methoden als „Trichter“ bezeichnet werden und dieses Maschinenwesen in einem nicht immer nachzuvollziehenden Kausalschluss die ganze Schule auf ungeahnte Weise dann scheinbar doch zum „Paradiesgarten“ macht (Guski 2007).

Bis heute bedienen wir uns der Metaphorik des Fließens, um Prozess-Objekte sprachlich zu identifizieren. Wenn wir uns jedoch mit dem Lernen beschäftigen, greifen wir gerne auch auf andere Modelle zurück. In der Schule setzen wir eher auf Metaphern des Bauens, schließlich gilt es hier, den „logischen Aufbau der Welt“ zu begründen, für den Rudolf Carnap mit seiner gleichlautenden Schrift (1928) das Signal gegeben hat. Im (nun auch metaphorisch zu denkenden) Haus des Lernens sind wir damit beschäftigt, zu schichten, zu bauen und zu errichten, Lernen erfolgt eben „aufbauend“. Das gilt für idealtypische Tafelanschriebe zur klassischen Rondoform, für die auszuweisenden Methodenkonzepte, für die Prozesse der Schulentwicklung insgesamt. Das Bauen ist zugleich ein Richten, das nicht selten auch zu einem Abrichten führt: Ein Gebäude wird errichtet, die Menschen richten sich darin ein, sind von der Konstruktion ihrer Welt nicht mehr zu trennen, unser Denken in diesem Gebäude hat dann nicht anders zu funktionieren. Auch wenn die Gebote der Kompetenzorientierung ein Ausdruck dessen sind, dass unsere Welt im Wandel ist und wir unsere Kinder auf eine Welt vorbereiten müssen, von der wir heute nur eine leise Ahnung davon haben, wie diese einmal aussehen könnte,



© Wikimedia CC

Adult-beamtete Seescheiden sind sessil [nicht fähig, den Aufenthaltsort zu wechseln], die Larven jedoch frei schwimmend

scheint Heraklits Flussmetaphorik in dieser Welt des Bauens und Errichtens in weite Ferne gerückt: Hier sind Vereinheitlichungen und Territorialisierungen gebildet worden, von denen sich die Philosophie mit Blick auf die sich ständig überkreuzenden und immer wieder zu hinterfragenden Kulturen des Wissens längst verabschiedet hat. In der Moderne sind die „Dispositionen ins Wanken geraten“, hier entschwindet alles „wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand“ (Foucault 1971, S. 462). Alles bleibt im Fluss, Leben heißt Veränderung, die strömenden Wellen holen alle festen Strukturen in den Fluss zurück: „Wenn der Wind des Wandels weht, bauen die einen Mauern, die anderen Windmühlen“, sagt ein chinesisches Sprichwort. Um diese Weisheit auf ihre empirische Evidenz zu prüfen, reichen punktuelle Einblicke in eine beliebige Gesamtkonferenz. Und wenn man hier nun beinahe selbst auf diese Lebensweisheit gekommen wäre, scheint es fast unerheblich, wie alt und wie chinesisch dieser Sinnspruch nun wirklich ist.

Wer zu verschiedenen Zeiten des Lebens in denselben Fluss steigt, vielleicht gar an der gleichen Stelle, stellt also fest, dass es immer anderes Wasser ist, das uns umgibt, Wasser, das dahinströmt. Das gilt auch für den alltäglichen Fall, wenn wir uns im Laufe eines Vormittags zum dritten Mal in eine fünfte Klasse begeben. Manchmal ist das Wasser aufgewühlt, dann wieder ruhig. Jedes Mal begehen wir andere Wege, wenn wir uns darauf einlassen, die Welt aus der Perspektive eines anderen zu betrachten und da-

Seit das neuzeitliche System des selbstmächtigen Herstellens in Gang gesetzt wurde, gerät das menschliche Selbstverständnis in Bewegung. Die Subjektivität rückt zunehmend in die Position des Absenders von Sein und Seiendem; sie schließt die Urheberposition für sich auf; sie entdeckt, dass die Ordnung der Welt weniger etwas von den Anfängen her zu Bewahrendes und zu Wiederholendes ist als vielmehr etwas zu Überholendes und nach vorgreifenden Entwürfen Herzustellendes. Jetzt kann gesagt werden, dass die Welt nicht nur verschieden interpretiert, sondern entscheidend verändert werden müsse. Sie ist kein fester Bestandteil mehr, der sich nach eigenen Gesetzen reproduziert, sie ist eine Baustelle, die sich nach menschlichen Plänen transformiert.

Peter Sloterdijk: *Der ästhetische Imperativ. Schriften zu Kunst.* Berlin 2014: Suhrkamp, S. 407.



Peter Sloterdijk, 2009

© Rainer Lück

bei immer wieder eine neue Sprache zu sprechen. Viele von uns haben es in jüngster Zeit auch erleben müssen, was passiert, wenn ein Fluss – nun wieder in ganz buchstäblicher Weise – über die Ufer tritt.

Der Fluss kündigt vom Leben als etwas Fließendem, dessen Vergänglichkeit gerade dann besonders deutlich wird, wenn das Leben einmal stillsteht. Im letzten Jahr haben wir alle erfahren, wie schnell die Flüsse im Lockdown austrocknen, wenn sie nicht mehr vom Wasser gespeist werden und das Flussbett abgenutzt, leer und vertrocknet vor uns liegt. Die musikalische Arbeit an den Schulen braucht Konstanz; sie lebt im Zusammenspiel vom fließenden Wasser und einem rahmenden Ufer, das es uns überhaupt erst erlaubt, von einem Fluss zu sprechen.

## SCHULEN IN BEWEGUNG

In einer Welt, die durch permanenten Wandel gekennzeichnet ist und in der der Leitspruch „leben heißt sich ändern“ herrscht, wird die Veränderungsbereitschaft als Programm und der stete Wandel zum System erklärt: „Der erreichten Perfektion nahe zu sein heißt, sich oft geändert zu haben“ (Decker 1998, S. 120), wobei die beliebte Fluss- oder Schiffsmetapher durch innovative und beschleunigte Transportmetaphern ersetzt werden, Lernwege zu „Schnellstraßen“, mit und ohne Stoppschildern, die Lehrer zum „Tankwart an der Autobahn“, die Schule selbst zum „Motor der Veränderung“ wird und all diese Metaphern positiv konnotiert gedacht sind und durch allgemeine Bewegungspostulate ergänzt werden, die einem „System aus Erlässen und Regeln“ (alles zit. n. Guski 2007, S. 429) entgegengestellt werden. Freiheit und Entwicklung werden hier suggeriert, zugleich wird hier aber auch die systemtheoretische Vorstellung von einem System bemüht, das sich mit diesem Flexibilitätsszenario an die vorfindliche Umwelt anpasst: „Stellen Sie sich zwei ganz unterschiedliche Lebensformen im Meer vor. Da ist einmal der Wal, eine einzige ungeheuer große Masse mit integrierten Versorgungssystemen. Die andere Lebensform besteht aus einer großen Ansammlung kleiner Elritzen, die im Verband schwimmen. Nehmen wir an, beide wollen nun ganz schnell die Richtung ändern, vielleicht um einem Öltanker auszuweichen. Der Wal ähnelt bei einem Wendemanöver einem Lastschiff – er braucht mehrere Minuten, um seine Richtung zu ändern. Der Elritzenschwarm dagegen kann auf der Stelle kehrtmachen [...] Die Organisation der Zukunft ähnelt



© Studio Neumann

Wenn der Wind des Wandels weht, bauen die einen Mauern, die anderen Windmühlen (Chinesisches Sprichwort).

vielmehr diesem Elritzenschwarm. [...] Führungskräfte werden zu Leitelritzen“ (Decker 1998, S. 116ff.). Wird Wendigkeit und Systemanpassung um jeden Preis zur Leitidee unserer Ausbildungsstätten und nistet sich die Elritzenmentalität in die Führungsetagen unserer Entscheidungsträger ein, dann fragt man sich vielleicht vorsichtig, wo hier noch mit Recht von Bildung oder gar von musikalischer Bildung gesprochen werden darf und wie die Auseinandersetzung mit Kunst dem Lernen noch eine gewünschte Richtung geben darf. Hier geht es dann nicht nur um Konstanz und Geborgenheit, um Kontemplation und Muße, hier geht es dann auch darum, dass es gerade die Aufgabe von Kunst ist, sich gegen solche gesellschaftlichen Einwirkungslogiken auf jene Institution, die wir einst für einen Ort der Bildung gehalten haben, zu stellen.

### ALLES FLIESST: „DAS WASCHBECKEN SCHEINT NEU!“

Kurz vor seinem 60. Geburtstag begab sich Wolfgang Rihm auf einen Rundgang durch das Bismarck-Gymnasium Karlsruhe, findet dort auch den Weg in sein altes Klassenzimmer zurück. Dass man nicht zweimal in denselben Fluss steigen kann, dürfte dem griechisch gestählten Kompo-

nisten, der nach eigenem Bekunden immer noch einen Platon-Band aus der Schulbibliothek in seinem Bücherregal weiß, bekannt sein. In der großen Pause blickt er auf den Tafelanschrieb aus einer vorgängigen Lateinstunde und bemerkt: „So viel hat sich nicht geändert. [...] Das Grundgefühl bleibt gleich. Das Waschbecken scheint neu.“

Nach den vorgängigen Ausführungen zu unseren modernen Beweglichkeits- und Veränderungspostulaten könnte hier mit Blick auf die Institution Schule durchaus auch von einer Neuen Einfachheit gesprochen werden. Dass hier vom Schulleiter auf wichtige Veränderungen hinsichtlich der Digitalisierung hingewiesen wird, kommentiert der Erneuerer und Musik-Veränderer Wolfgang Rihm, der bis heute all seine Noten auf analogen Schrifträgern speichert und daher keine Sicherheitskopien braucht, der grundsätzlich auf Mailkommunikation verzichtet und noch mithilfe der gelben Schneckenpost kommuniziert, mit einem diplomatisch-freundlichen „Toll“. Viel wichtiger als ein Ausblick auf solch innovative Maßnahmen der Schulentwicklung ist für ihn etwas anderes, nämlich der Blick zurück, auf jene damals erlebte Gestaltung des Flussbetts, in dem er nicht nur ein Stück seiner Lernbiografie, sondern einen wichtigen Teil seines Lebens verbracht hat. Er verliert dabei kein Wort über den Musikunterricht, sondern spricht viel-

### Komponieren als Bauen

Komponieren als Bauen – lange verordnet und besonders den Deutschen Garant musikalischen Wertes, sozusagen die todsichere Methode für Bleibendes (Das Bleibende = das Nichtmehr-Fortkommende.) Die Baubarkeit von Kompositionen, die Erstellbarkeit von Imagination führt viele ins Irre: als wäre etwas machbar. So kommt es zur Bejammernung – wo doch so schön gemacht wurde und dennoch kein Atem weht.

Wolfgang Rihm: *ausgesprochen. Schriften und Gespräche* Bd. 1. Mainz 1997: Schott, S. 138.

mehr über die besondere Persönlichkeit seines Deutsch- und Griechischlehrers, wenn er sich mit dem auseinandersetzt, was ihm mit Blick auf seine Schulzeit für das Leben geblieben ist – und man spürt hier direkt die Schwingungen zu dem hier bereits Gesagten. Es scheint, als würde Rihm hier mit seinem Freund Peter Sloterdijk über den von ihm kritisierten „Habitus eines Lernens-als-ob“ (Sloterdijk 2011, S. 685) direkt ins Gespräch kommen wollen: „Was ich damals schon empfunden habe und was bis heute, nun werde ich nächste Woche sechzig, in mein Leben hineinwirkt, ist die Lehrerpersönlichkeit, mit ihrem Anspruch, [...] der nicht nur ein Leistungsanspruch, sondern auch ein Neigungsanspruch war: Dass man sich der Sache zu-neigt – mit Leidenschaft. [...] Die Schule hat mir Freiraum gegeben.“ An welche Momente werden sich wohl unsere heutigen Schülerinnen und Schüler erinnern, wenn sie einmal an jenen Ort zurückkehren, wo sie einst individuell gefördert und bildungsbeschleunigt an ihrer Selbstformung und Selbstoptimierung arbeiten durften? Du musst dein Leben ändern! Dass sich Schule heute im wörtlichen Sinne und in einnehmender Weise als Ganztagschule ohne die von Wolfgang Rihm so beschwore-

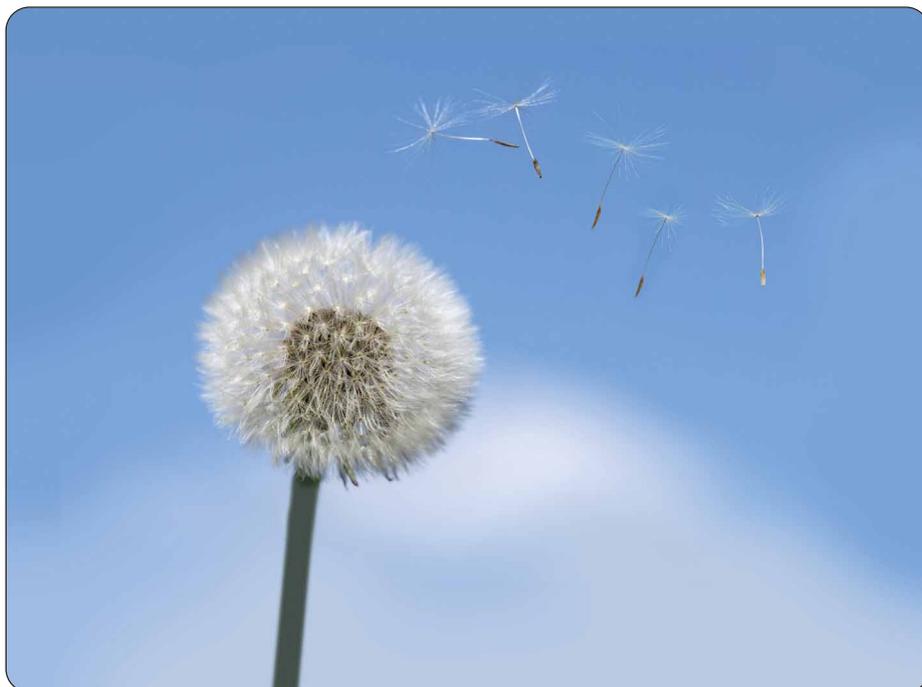


„So viel hat sich nicht geändert.“ (Wolfgang Rihm beim Besuch seiner alten Schule in Karlsruhe) Szenenbild aus einem Film der Stadt Karlsruhe anlässlich des 60. Geburtstags von Wolfgang Rihm. <https://www.youtube.com/watch?v=0W8KnbMlma8> [Min. 2:30, 3:50, 5:30]



nen Freiräume und Neigungsansprüche versteht, dokumentiert der offene Brief, mit dem sich die Schülerin einer 9. Klasse eines Hamburger Gymnasiums einst an die Öffentlichkeit wandte: „Mein Kopf ist voll. Zu voll. Was denken sich eigentlich diejenigen, die über unser Schulleben bestimmen? [...] Wir sollen Maschinen sein, die funktionieren, und das mindestens 10 Stunden am Tag. Aber funktionieren heißt nicht gleich lernen. Lernen bedeutet nämlich vor allem eins: Erfahrungen sammeln“ (Karakurt 2011, S. 3). Hans Werner Fuchs spricht inzwischen von einem „Weltcurriculum“ für unsere schulische Bildung. Damit denkt er nicht an Beethovens Ode an die Freude, die alle Musikräume umspannt, um die Menschen zu Brüdern und Schwestern zu machen, sondern er demaskiert damit einen längst abgeschlossenen Paradigmenwechsel und wird damit zum Gewährsmann, dass die Muße und die von Wolfgang Rihm so beschworenen Freiräume nicht aufgrund der Verdichtungen durch ein fehlendes Schuljahr abhanden gekommen sind: „Durch die ‚Rankinglisten‘ und das ‚Benchmarking‘-System – beide sind typisch für das Bildungsindikatoren-Programm insgesamt – wird das für die Wirtschaft typische Denken in globalen Konkurrenzverhältnissen auf das Bildungswesen übertragen. Auf diese Weise wird die Vorstellung gefördert, dass der bei international-vergleichenden Leistungsmessungen erreichte Rangplatz mit der Position z. B. im weltweiten Vergleich der Exporterträge korrespondieren müsse; anderenfalls könne die nationale ökonomische Leistungsfähigkeit in Gefahr geraten. Insofern ist die PISA-Diskussion implizit auch Teil der Debatte um die Qualität Deutschlands als Wirtschaftsstandort“ (Fuchs 2003, 173). Solche Praxen der Selbstoptimierung scheinen längst in allen Lebensbereichen implementiert worden zu sein, zeigt sich doch „in Studien zu Bildung und Erziehung, dass das pädagogische Handeln von Eltern unternehmerische Züge annehmen kann und Elternschaft, die Schulwahl sowie der Bildungsverlauf und die Freizeitgestaltung der Kinder in zweckrationalen Kosten-Nutzen-Analysen verhandelt und unter permanenten Optimierungsdruck gesetzt wird“ (Straub 2019, 312f.). Du musst dein Leben ändern!

Wahrscheinlich sind wir hier mit Blick auf Zurichtungen unseres Bildungssystems längst auf dem Weg zurück auf den Stand des vorsokratischen Denkens des Parmenides und seiner Vorstellungen zu einem weltumfassenden Seienden und



© Bruno / Pixabay

Musik ist flüchtig flutende Luft: täglich atmen wir sie immer wieder neu ein

ein einheitliches Gleiches. Michel Foucault nennt in seiner vieldiskutierten Schrift *Überwachen und Strafen* (Foucault 1994) vier Institutionen im gleichen Atemzug, wenn er unsere Gesellschaft in ihren historischen Konstanten als eine des Disziplinierens ausmacht, das ist das Gefängnis, die Fabrik, das Militär und eben die Schule. Die Techniken der Rhythmisierung und des Zeitmanagements lassen sich von den klösterlichen Gesellschaften bis in unsere Zeit stringent nachverfolgen. Und da die hier beschriebenen Praxen der Selbstoptimierung heute auch im Freizeitbereich wie etwa in Fitnessstudios ausgelobt werden, wird Parmenides bald nicht mehr der von Sokrates im Dialog *Theaitetos* beschworene Einzige unter den Weisen sein, der bestritten hatte, dass all unser Sein Bewegung und Veränderung sei. Als „rasenden Stillstand“ charakterisiert Jochen Krautz die „Typologie des schulischen Hamsterrads“, jene „gewaltsame Beschleunigung“, die sich „in allen gesellschaftlichen Realitäten ausbreitet“ (Krautz 2019, S. 15) und nicht nur die Inszenierungen von Schulentwicklung und die hier stets propagierten Reformprozesse prägt: „Das Hamsterrad als Käfig der Selbstaktivierung ist nicht nur einfach absurd, sondern es hat einen verborgenen Herrschaftssinn. Das permanente Rotieren entfremdet von der eigenen pädagogischen Professionalität und Identität und soll bereit machen, unbegründete Vorgaben

nicht nur auszuführen, sondern auch selbst zu wollen“ (ebd., S. 24). Du musst dein Leben ändern!

### FLUTENDE LUFT: MUSIK ALS FLÜCHTIGER GEGENSTAND

„Fließen“ oder „Bauen“, diese Frage stellt sich auch, wenn wir uns der Musik und dem Musizieren zuwenden, wenn wir uns im Haus des Lernens mit der Musik in ihren verschiedenen Aggregatzuständen beschäftigen. Hans Zender wendet sich mit Heraklits Bild an unser Hören und Verstehen von Musik: „Wir steigen niemals in den gleichen Fluss“ (Zender 2004, S. 184), das gilt, wenn wir im Moment der Begegnung von dem „unmittelbar sich ereignenden Klang“ (ebd., S. 186) mitgerissen werden und in diesem unwiederbringlichen Augenblick das „Ohrendenken“ mit dem „Augendenken“ (ebd., S. 184) und den Erinnerungsfäden einer Notation nur schwerlich in Einklang bringen können. Das Sehen ist strukturell, das Hören dynamisch, aber Zender weist auch darauf hin, dass es auch ein strukturelles Hören gibt: Musik ist „nicht nur ein aktuelles Sich-Ereignen, sondern proportionierte Anordnung klanglicher Zeiten in einem begrenzten Zeitraum“ (ebd.). Während der Gegenstand

bildender Kunst sich auf der Leinwand „bildet“, sich fest im Raum konstituiert und uns einen Augenzeugenbericht ermöglicht, kennen wir Musik, deren Botschaften immer in Gefahr laufen, nicht mehr aufgefangen zu werden, weil wir sie ausschließlich vom Hörensagen kennen: „Hören wir ein Stück zum zweiten Mal, spielt die Erinnerung des ersten Hörens mit und beschert uns einen ganz veränderten Gesamteindruck des gleichen Stückes – aber was heißt ‚des gleichen Stückes‘? Gibt es denn überhaupt ‚gleiche Stücke‘? Wir selbst spielen ja mit bei diesen Stücken: bei jedem Hören geben wir ein anderes Echo hinzu und erhalten so ein verändertes Bild dieses ‚Gleichen‘“ (ebd., S. 185). Mit Musik lässt sich gerade dieses Fließen lustvoll erleben: in ihren Herzergießungen, im Durchflutet-Werden von den magischen Momenten, im Strom der Empfindungen, kann uns eine Musik so packen, dass wir das Denken dabei vergessen. Entspricht die Musik, die gerade erklingt, jener, die ideell gemeint war? Wie sehr Musik im Augenblick ihres Entstehens lebt, lehrt uns Sergiu Celibidache, der sich zeit lebens gegen ein Festhalten, gegen ein Konservieren der Musik per Schallplatte oder CD stellte, für den jedes Musizieren auch an den jeweiligen Raum gebunden ist.

Gleichzeitig aber ist Musik auch beständig und gehört, wie Hannah Arendt es benennt, zum weltlichsten aller Dinge. Was in der Musik aufleuchtet „ist die sonst in der Dingwelt, ihrer relativen Dauerhaftigkeit, nie rein und klar erscheinende Beständigkeit der Welt, das Währen selbst, in dem sterbliche Menschen eine nicht-sterbliche Heimat finden. Es ist, als würde in dem Währen des Kunstwerks das weltlich Dauerhafte transparent“ (Arendt 2002, S. 202). Auch Hannah Arendt zitiert hier Rainer Maria Rilke, wenn sie die Dauerhaftigkeit, das alles Leben Überdauernde der Kunst hervorhebt: „Über dem Wandel und Gang / Höher und freier / Währt noch dein Lobgesang / Gott mit der Leier“ (ebd.). Kunst ist unsterblich.

### KOMPONIEREN ALS BAUEN

Musik beginnt, dauert und endet, damit ist sie ein prozessuales Abbild, ein menschlicher Ausdruck unseres Seins. Nur aus dem Moment heraus ist Musik erfahrbar, ihr Zusammenhang ist gewährleistet durch die Aufeinanderfolge von Tönen, einzelnen Klangaktionen, fließenden Gedanken, deren Zusammenhang durch eine inne-

re Logik in der Gestaltung gewährleistet bleibt. Man ist gewohnt, musikalische Form als etwas Festes, Fertiges, Gegenständliches zu denken, gerade wenn uns Analyse und Interpretation des musikalischen Sinns als Rückgrat eines immer noch objektzentrierten Musikunterrichts gilt. Wir reden vom „Hören und Verstehen“, vom Einfühlen in die Musik, als ob die Musik als etwas objektiv Gegebenes, als ein uns gegenüberstehender Gegenstand schon da wäre. „Wir können den Fluß nur »in den Griff« bekommen, indem wir den musikalischen Fluß einfrieren und in Momente oder Abschnitte unterteilen, die wir miteinander vergleichen. Oder wir können uns auf die konstanten Eigenschaften des Prozesses beschränken. Das wirklich Prozeßhafte kann die Sprache jedoch nicht vermitteln, es offenbart sich nur in der direkten Erfahrung“ (Koopmann 2003, S. 55). Musik konstituiert sich im Changieren zwischen den verschiedenen Zuständlichkeiten der Aggregatzustände: ist zugleich Prozess und Gefüge, Fluss und Flussbett.

### WIEDERHOLUNG & VERÄNDERUNG

Arnold Schönberg beschreibt dieses als Prinzip der entwickelnden Variation, die für ihn neben syntaktischen Bauweisen zur formtragenden Kraft wird, wenn die Gesetze der tonalen Harmonik außer Kraft gesetzt werden; ein Thema sich immer wieder anders zeigt, aus einer Keimzelle eine ganze Sinfonie herauswächst: Den ersten Satz von Beethovens V. Sinfonie interpretiert Schönberg von seinem Anfangsmotto her und stellt

### Form und Veränderung

Die Musikwissenschaft, und wohl vor ihr noch die Pädagogik hat allzuleicht vergessen, daß wir in der Musik streng genommen keine Form haben, sondern einen Formvorgang.

Ernst Kurth: *Bruckner*. Berlin 1925; Max Hesses Verlag, S. 234.

heraus, dass alles als Folgerung aus diesem Motiv entwickelt sei: „Ein wirklicher Komponist erfindet auch nicht ein oder mehrere Themen, sondern ein ganzes Stück. In der Blüte, ja schon in der Knospe eines Apfelbaums ist der ganze zukünftige Apfel mit allen seinen Details vorhanden – die haben nur noch zu reifen, zu wachsen, um ein Apfel zu werden und ein Apfelbaum, der seinerseits selbst fruchttragend wird“ (Schönberg 1992, S. 190). Schönberg sieht in Bach den Begründer der entwickelnden Variation, nachvollziehbar wird dies, wenn man betrachtet, wie in den Inventionen einzelne Motivgestalten auseinander hervorgehen. Aus einem dynamischen Blickwinkel heraus ist jede Wiederholung ein Widerstand gegen den Fluss, sie staut den Prozessverlauf und so argumentieren Formtheoretiker, wie etwa Ernst Kurth, nach dem bekannten Muster des Heraklit, dass es eine Wiederholung überhaupt nicht geben könne: „Dann gibt es in der Musik gar keine Wiederholung? Selbstverständlich gibt



„Ein wirklicher Komponist erfindet auch nicht ein oder mehrere Themen, sondern ein ganzes Stück. In der Blüte, ja schon in der Knospe eines Apfelbaums ist der ganze zukünftige Apfel mit allen seinen Details vorhanden“ (Arnold Schönberg)

es auch keine. Denn von dem ersten Mal hören habe ich etwas bekommen, so fällt das zweite Mal, das, was wir Wiederholung nennen, auf etwas Bearbeitetes. Wie oft kann man auf frischen Schnee gehen, ohne dieselben Fußspuren zu benutzen? Einmal“ (Celibidache 2001, S. 30f.). Jeder Schritt trifft auf eine Fußspur im Schnee, jedes Hören auf eine Insel der Erinnerung.

## MUT ZUR VERÄNDERUNG

Nicht nur die Musik selbst ist flüchtig. Alles fließt, *panta rhei*, ist auch ein Hinweis darauf, dass nichts auf unserer Welt absolut und eindeutig ist. Flüssigkeiten bewegen sich mit Leichtigkeit, sie sind mobil, werden aufgesogen, jederzeit zur Veränderung ihrer Form fähig. Nicht nur wenn wir schwimmen lernen, haben wir Menschen es schwer, uns auf solch einen flüssigen Aggregatzustand einzustellen. Wir haben gerne festen Boden unter den Füßen und überall spüren wir Verhärtungen und Verkrustungen. All unsere Energie wird dabei durch das Festhalten am vergehenden Bestehenden gebunden, unsere Kräfte wandern in die künstliche Ernährung eines gesellschaftlichen Systems mit ihren Steigerungsdynamiken. Nicht jedes Fortschreiten ist wirklich fortschrittlich. So lehren es Wolfgang Rihms Gedanken zum Fortschritt, die als Kritik auf die Überbietungslogiken der historischen Avantgardebewegungen zu verstehen sind. Sie blicken zurück auf die bis heute andauernde Zeit, als die Sinnfragen der Kunst ihren Verhandlungsort im öffentlichen Raum verloren hatten. Neue Musik wird auch heute noch im engsten Kreis der Gleichgesinnten in Darmstadt und Donaueschingen verhandelt und kann nur mit Mühe ihren Platz im Nachtprogramm des öffentlichen Kulturradios behaupten. Helmut Lachenmann hat sich nicht nur komponierend in die Diskussion um Tradition und Veränderung im wiederkäuenden Kulturbetrieb eingebracht: „1. Der Traditionsbegriff setzt ein Mindestmaß an Kontinuitätsbewußtsein in einer intakten Gesellschaft voraus. 2. Die Krisen im Zusammenhang mit der Entwicklung der industriellen Massengesellschaft in diesem Jahrhundert haben diese Kontinuität zerstört. 3. Das bürgerliche Denken ist den neu erschlossenen Aufgabenstellungen dieser Wirklichkeit nicht gewachsen. Es schützt sich durch ein breit entwickeltes System von Verdrängungsmechanismen, welche die Isolation, Entfremdung,

Angst und Sprachlosigkeit des Individuums überspielen wollen. 4. Unser Kulturbetrieb ist ein wesentlicher Teil dieses Verdrängungssystems, in diesem Sinn hat er die Tradition in Beschlag genommen. Die Illusion einer Wirklichkeit längst verlorenen gemeinsamen Verständigungsbasis bewahrt er durch Konservierung und Fetischisierung historischer ästhetischer Kategorien und daran gebundener Wertvorstellungen; in der Musik des Beharrens“ (Lachenmann 2003, S. 339).

Treten wir wirklich ein für nachhaltige Veränderung oder beruhigen wir unser Gewissen mit Applaus für die Friday-for-Future-Bewegung und arbeiten dann selbst am Weiter-so? Es sollte Aufgabe der Kunst und auch der Musik sein, sich aus dem *L'art pour l'art* Gedanken herauszubewegen, um sich einzumischen, um sich mit den ihr eigenen Erkenntnisorganen verändernd und kritisch mit der Welt auseinanderzusetzen. Das gilt für die Neue Musik, die sich gerne wieder mit kleinem „N“ schreiben darf, das gilt aber auch für die von Lachenmann beschriebenen Beshwörungen einer „Musik des Beharrens“. Wenn Musik – und damit auch der Musikunterricht an unseren Schulen – nicht mehr ausschließlich als ein „nice-to-have“ angesehen werden soll, ist es unsere Aufgabe, Musik nicht durch Sauerstoffentzug zu konservieren, sondern dafür einzutreten, Musik und das Musizieren als Werkraum für Veränderung zu begreifen, als Werkraum für eine ästhetische und bewusste Gestaltung eines Lebens, das wir selber führen.

In ihrem Buch *Verflüssigungen* entwirft Adrienne Göhler Grundzüge einer Kulturgesellschaft, in die wir hineinfänden, „wenn die Künste und Wissenschaften sich selbst aus dem Zoo entließen, in dem Politik und Wirtschaftsunternehmen sie halten, um mit ihnen Kulturstaat zu machen“ und es der Kunst endlich gelänge, „ihren eigenen Raum ins gesellschaftlich Relevante zu erweitern, das heißt, Wirksamkeit“ zu beanspruchen (Goehler 2006, S. 244). Es gilt also, Neues zu schaffen, gleichzeitig aber auch, das Bestehende zum Leben zu erwecken, wenn es mit Lebendigem in Berührung kommt und dabei auf eine immer neue Art und Weise lebendig wird. Musik verändert – und sie lebt selbst in einem solchen Prozess der Veränderung: „Das Neue wartet auf alle, die sich ins Gelingen verlieben“ (Lotter 2018, S. 208). ■

## Literatur

- Arendt, Hannah (2003): *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München: Piper.
- Capelle, Wilhelm (Hg.) (1968): *Die Vorsokratiker*. Stuttgart: Alfred Kröner.
- Celibidache, Sergiu (2001): *Über musikalische Wahrnehmung*. München: Triptychon Literaturverlag.
- Decker, Franz (1998): *Strukturwandel des Lernens und des Unterrichts*. In: Voß, Reinhard (Hg.), *Schulvisionen. Theorie und Praxis systemisch-konstruktivistischer Pädagogik*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme, S. 114–133.
- Foucault, Michel (1971): *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1994): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Fuchs, Hans-Werner (2003): *Auf dem Weg zu einem Weltcurriculum? Zum Grundbildungskonzept von PISA und der Aufgabenzuweisung an die Schule*. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, Heft 2, S. 161–179.
- Goehler, Adrienne (2006): *Verflüssigungen. Wege und Umwege vom Sozialstaat zur Kulturgesellschaft*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Guski, Alexandra (2007): *Metaphern der Pädagogik. Metaphorische Konzepte von Schule, schulischem Lernen und Lehren in pädagogischen Texten von Comenius bis zur Gegenwart*. Bern: Lang.
- Karakurt, Yakomoz (2011): *Mein Kopf ist voll!!! Selbst gute Schüler wollen länger lernen*. In: *Diskussion Musikpädagogik*, Heft 52, S. 3–4.
- Koopmann, Constantijn (2003): *Musikalische Erfahrung und musikalischer Gegenstand*. In: *Musik & Ästhetik*, Heft 25, S. 40–59.
- Krautz, Jochen (2019): *Rosender Stillstand. Eine Typologie des schulischen Hamsterrads*. In: Matthias Burchardt & Jochen Krautz (Hg.), *Im Hamsterrad. Schule zwischen Überlastung und Anpassungsdruck*. München: kopaed, S. 15–26.
- Lachenmann, Helmut (2004): *Musik als existenzielle Erfahrung*. Wiesbaden: Breitkopf & Härtel.
- Lotter, Wolf (2018): *Innovation. Streitschrift für barrierefreies Denken*. Hamburg: Edition Körber.
- Luhmann, Niklas (2002): *Das Erziehungssystem der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Rihm, Wolfgang (1997): *ausgesprochen. Schriften und Gespräche* Bd. 1. Mainz: Schott.
- Schönberg, Arnold (1992): *Stil und Gedanke*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Sloterdijk, Peter (2011): *Du mußt dein Leben ändern*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Straub, Jürgen (2019): *Das optimierte Selbst. Kompetenzimperative und Steigerungslogiken in der Optimierungsgesellschaft*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Zender, Hans (2004). *Die Sinne denken. Texte zur Musik (1975–2003)*. Wiesbaden: Breitkopf & Härtel.